



smd transparent

Neues aus Schüler-SMD Hochschul-SMD, Akademiker-SMD und SMD-International

Nr. 02_Juni 2009

Den Glauben denkend verantworten

Über Atheisten, Apologetik und praktische Beispiele aus der SMD-Arbeit

„Es gibt (mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit) keinen Gott.“ Mit diesem Spruch fährt im Juni ein roter Doppeldeckerbus quer durch Deutschland. Dahinter steckt die atheistische „Buskampagne“, die zuvor in verschiedenen Städten vergeblich versuchte, ihre Reklame auf öffentlichen Linienbussen zu platzieren. Die Buskampagne will für den Atheismus werben und Menschen ohne Religion zusammenbringen. Aktionen wie diese bieten eine Steilvorlage für Christen, sich mit den Argumenten der Neuen Atheisten überlegt auseinanderzusetzen und im Gespräch eigene Positionen zu vertreten.

Zum Thema:

denken
Auch der Kopf ist
Herzessache **_5**

glauben
(Zu) Jesus
durchDenken **_8**

erleben
Galileoforum
in Kiel **_10**

Außerdem:

studikon **_10**

Uli Schlappa
verlässt die SMD **_18**

Finanzkrise? **_23**

Denn dass sich der christliche Glaube denkend verantworten lässt, mag so manch einem Atheisten neu sein. Betrachten sie Christen doch häufig als verbohrt Menschen mit einem blinden Glauben. Dass Denken und Glauben nebeneinander stehen können, spiegelt nicht nur unser Claim (denken. glauben. erleben). Auch der Blick in die 60-jährige SMD-Geschichte zeigt, dass die Frage nach der Vereinbarkeit von Glaube und Wissenschaft schon immer ein Thema der christlichen Studenten- und Akademikerarbeit war und bis heute ist. Schon in den frühen 50er-Jahren gab es dazu Hörsaalvorträge, und in den Sendungen des Evangeliums Rundfunks war die SMD von Beginn an vertreten.

Diese Transparent-Ausgabe nähert sich von verschiedenen Seiten dem Thema. Matthias Clausen setzt sich in seinem Grundsatzartikel mit Vorbehalten gegen die begründete Rede vom Glauben auseinander und zeigt auf, wie sich postmoderne Schwierigkeiten überwinden lassen (Seite 5). Alexander Fink fragt sich, ob das Denken Menschen einen Weg zu Gott eröffnen kann und betrachtet dazu die Weisen aus dem Morgenland (Seite 8). Erfahrungsberichte aus der Praxis zeigen, wie eine SMD-Hochschulgruppe zum kritischen Denken und Diskutieren einlädt oder wie in den Fachgruppen der Akademiker-SMD, hier die Naturwissenschaftler, Glaube und Wissenschaft in Einklang gebracht werden (Seite 10-11). Das Institut für Glaube und Wissenschaft meldet sich an verschiedenen Stellen zum Thema zu Wort – nicht zuletzt mit der Neuauflage des Topsellers „Hat die Wissenschaft Gott begraben“ von John Lennox, das von vielen als die Antwort auf die Thesen der Neuen Atheisten um Richard Dawkins gesehen wird (siehe Seiten 3, 4 und 21). Weitere Themen in diesem Heft sind unter anderem unsere Osterkonferenz studikon und der Abschied von Uli Schlappa aus der SMD. ■

Christian Enders, Redakteur

„Auch der Kopf ist Herzenssache“

_Matthias Clausen zum Thema: Den Glauben denkend verantworten

Wenn man einer schwierigen Frage ausweichen möchte, kann man das tun, indem man sagt: „Das ist eine gute Frage, und ich freue mich, dass Sie sie mir stellen.“ Und dann das Thema wechseln. Oder man kann sagen, in Anlehnung an Robert Koch: „Die Frage ist so gut, dass ich sie nicht durch meine Antwort verderben möchte.“

Genau das wollen wir natürlich nicht. Wir wollen schwierigen Fragen nicht ausweichen, schon gar nicht Anfragen an den christlichen Glauben. Weil wir unseren Glauben intellektuell redlich vertreten wollen und weil wir ihn für Nicht-Glaubende plausibel machen wollen. In der Geschichte der SMD ist das immer eines der Kernthemen gewesen: Auch der Kopf ist Herzenssache. Klassisch formuliert ist das die Aufgabe der Apologetik: das Einstehen für den Glauben mit den Mitteln der Argumentation.

Was innerhalb der SMD so selbstverständlich erscheint, ist nun diversen Vorbehalten ausgesetzt. Einige sind klassisch, andere sind typisch postmodern. Machen wir es uns also nicht zu leicht – und schauen uns zunächst diese Vorbehalte gegen Apologetik an (Teil I). Was heißt es unter den Bedingungen des Jahres 2009, den Glauben denkend zu verantworten? Um es vorwegzunehmen: Apologetik ist nach wie vor nötig und möglich. Ihre Ansatzpunkte und ihre Themen haben sich jedoch in den letzten Jahrzehnten verschoben (Teil II).

I. Vorbehalte gegen Apologetik

1. Der theologische Vorbehalt

Da soll noch einer sagen, Theologen formulierten umständlich. „Nein!“, so der Titel eines Textes von Karl Barth aus dem Jahr 1934. Nein!, hält Barth hier seinem Kollegen Emil Brunner entgegen. Brunner nämlich hatte gesagt: Neben der Verkündigung müsse sich die Theologie auch darum kümmern, den Glauben ihren Zeitgenossen plausibel zu machen. Die Theologie könne sich nicht darauf

beschränken, nur von Gottes Offenbarung zu reden. Sie müsse auch nach Anknüpfungspunkten für die Offenbarung im Denken und Erleben von Menschen suchen.

Barths Antwort: Nein! Denn wer damit anfangen, höre nicht mehr auf. Gott und seine Offenbarung würden zurechtgestutzt auf das, was Menschen denkbar erscheint. Gott werde zum „Objekt“, zu etwas, das ich „in den Griff kriegen“ kann, wenn ich mir nur die richtigen Gedanken mache. Doch Gott solle selbst dafür, dass sein Wort Menschen erreicht. Wer ihm diese Aufgabe abnehmen wolle, traue dem Menschen zu viel und Gott zu wenig zu. Unnötig zu sagen, dass diese Debatte hier nun nicht noch einmal geführt werden kann. Sowieso kann man ja fragen: Was geht uns heute eine Diskussion aus dem Jahr 1934 an? Doch Barths „Nein!“ ist wichtig, schon weil es bis heute nachwirkt, in den Köpfen von Pfarrern und anderen theologisch Interessierten.

Auch inhaltlich lässt sich Barths Kritik nicht einfach vom Tisch wischen: Wer für den Glauben argumentiert, muss aufpassen, dass er sich dabei nicht ungewollt fremde Denkvoraussetzungen „einkauft“. Glaube lässt sich plausibel machen, das ist richtig. Aber Glaube lässt sich nicht zwingend beweisen. Versucht man es trotzdem, ist der „bewiesene“ Glaube nur ein Schatten seiner selbst. Übrig ist von seinen Inhalten dann nur noch das, was dem jeweiligen Gesprächspartner auch so schon plausibel erscheint. Und Gott ist dann vielleicht „der Urgrund des Seins“. Aber ist er auch der Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden ist? Er ist vielleicht „das Ziel meiner Sehnsucht“. Aber ist er auch der persönliche Gott, der mich anspricht und herausfordert?

Das heißt nun keineswegs, dass man sich aufs reine „Ausrichten“ der Botschaft zu beschränken hätte. Im Gegenteil! Hier darf man Barth durchaus korrigieren ... Denn ich kann mir ja bewusst sein, dass ich den Kern meines Glaubens nicht beweisen kann. Ich kann mir bewusst sein, dass ich als Christ die Welt nicht anders sehen kann – und möchte – als durch die „christliche Brille“: Das ist die Welt, die Gott geschaffen hat und in der er Mensch geworden ist. Diese Überzeugung ist mein Ausgangspunkt. Mein Gesprächspartner wird, wenn er kein Christ ist, einen anderen Ausgangspunkt haben.

Trotzdem kann ich sinnvoll mit dem anderen diskutieren. Denn dass wir unterschiedliche Ausgangspunkte haben, schließt ja nicht aus, dass sich meine und seine Überzeugungen in einzelnen Fragen überschneiden. Manches sehen wir ähnlich, auch wenn wir es vielleicht unterschiedlich begründen. Genau an solchen Überschneidungen kann das Gespräch beginnen. Und in einem solchen Gespräch kann dann die Neugier auf den Glauben geweckt werden (mehr dazu im Teil II, siehe nächste Seite).

2. Der gesellschaftliche Vorbehalt

Wir leben im Westen in einer weitgehend nachkirchlichen Gesellschaft. Will sagen: in einer Kultur, die meint, den christlichen Glauben bereits zu kennen und hinter sich zu haben. Wer möchte, kann das mit folgendem Experiment überprüfen: Man gehe zur nächstbesten Party, stelle sich neben einen wildfremden Menschen und sage: „Guten Tag, mein Name ist ... und ich habe eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus.“ Meine Prognose: Der andere wird hastig sein Glas leeren, einen Vorwand murmeln und das Weite suchen.

Warum? In anderen Kulturen ist das Gespräch über Glaubensfragen ganz normal. Bei uns dagegen braucht es mindestens einigen Vorlauf. Wenn man dann noch überzeugen möchte, erntet man oft besondere Skepsis. Entweder weil der andere gar nicht damit rechnet, dass es beim Gespräch über den Glauben auch um Argumente geht. Oder weil es als „unschicklich“ gilt, in Glaubensfragen einen anderen „ändern“ zu wollen. Dialog sei stattdessen das Ziel, so heißt es, bei dem alle Beteiligten gleichermaßen lernbereit seien. Nun hat das Argumentieren für den Glauben tatsächlich keinen Sinn, wenn ich mich nicht ehrlich auf den anderen einlasse. Natürlich kann ich auch von ihm lernen. Das heißt aber nicht, dass ich meine eigene Überzeugung von vornherein zurücknehme. Wenn ich nämlich das tue, findet am Ende überhaupt kein Dialog mehr statt. Weil dann niemand mehr eine erkennbare, unterscheidbare Position vertritt. Selbstbewusst Gründe für den Glauben zu nennen, ist also gerade im Interesse eines guten Gesprächs.

3. Der postmoderne Vorbehalt

Evangelistische Vorträge über das Thema „Sinn des Lebens“ beginne ich gerne mit der Frage: „Ist euch schon mal aufgefallen, dass man die großen Lebensfragen relativ leicht beantworten kann? Die großen Lebensfragen sind ‚Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?‘ Das ist in meinem Fall leicht zu beantworten: Wo komme ich her – aus Greifswald; wo gehe ich hin – dahin wieder zurück; was soll ich tun – jetzt hier diesen Vortrag halten; was darf ich hoffen – dass das, was ich sage, einigermaßen Sinn macht.“

Das ist natürlich nur ein Scherz. Er steht deswegen am Anfang des Vortrags, weil er eine typisch postmoderne Müdigkeit auf den Punkt bringt: Die Diskussionsmüdigkeit im Blick auf die „großen Fragen“. Der französische Philosoph Jean-François Lyotard spricht vom „Verlust der großen Erzählungen“. Die „großen Erzählungen“, das sind die großen Denkangebote, die uns Religion, Philosophie, Wissenschaft und Politik machen. Postmodern ist die Skepsis, dass irgendeine dieser großen Antworten noch tragfähig ist.

Umso mehr werbe ich in Vorträgen dann dafür, die großen Fragen an das Leben dennoch zu stellen – weil wir es können. Wir sind als Menschen dazu in der Lage, über unser Leben nachzudenken und zu fragen: ‚Was lebe ich da eigentlich? Welche Aussage mache ich mit der Art und Weise, wie ich lebe, darüber, was ich für den Sinn des Lebens halte? Und will ich diese Aussage machen?‘ Weil wir dazu in der Lage sind, so zu fragen, sollten wir uns den Luxus hin und wieder gönnen – so meine Argumentation. Wenn man in dieser Weise zeigt, wie die Wahrheitsfrage mit dem eigenen Leben zusammenhängt, dann kann man (das ist meine Hoffnung) damit auch postmoderne Diskussionsmüdigkeit überwinden. Gründe für den Glauben zu nennen, ist nämlich auch in



der Postmoderne möglich und nötig. Nur die Rahmenbedingungen haben sich geändert. Damit sind wir beim zweiten Teil:

II. Gründe für den Glauben nennen: neue Bedingungen

Nach dem Gottesdienst kommt ein Mann zum Pastor und sagt: „Sie müssen klüger sein als Albert Einstein.“ – „Danke,“ sagt der Pastor geschmeichelt, „wie genau meinen Sie das?“ – „Naja,“ sagt der Mann, „von Einstein habe ich gehört, dass es zu seinen Lebzeiten nur eine Handvoll Menschen gab, die ihn wirklich verstanden. Aber als ich eben Ihre Predigt hörte, dachte ich: Es gibt niemanden, der Sie versteht...“

Bekanntlich ist das eine Vorbedingung gelungener Argumentation: dass man überhaupt verstanden wird. Nicht nur, weil man verständlich spricht. Sondern weil man Kategorien und Denkformen gebracht, die dem anderen überhaupt zugänglich sind. Wie macht man sich also verständlich, wenn man in einem postmodernen Umfeld für den Glauben argumentiert? Zweierlei kann uns hier helfen:

1. Moderne Anteile in der Postmoderne

Der anglikanische Bischof John Finney beschreibt die Postmoderne als „sonderbaren Vogel“: Ein Flügel ist modern, der andere ist postmodern. Ein und derselbe Mensch kann am Arbeitsplatz klassisch moderne Werte vertreten (Präzision, objektive Richtigkeit) und in seiner Freizeit eher postmoderne (Erlebnisorientierung, Pluralismus). Das erklärt auch, warum Menschen nach wie vor auf typisch moderne Einwände gegen den Glauben „anspringen“: Glaube sei irrational, unaufgeklärt, unwissenschaftlich und tendenziell gefährlich – so z.B. Richard Dawkins. Solche Einwände „riechen“ nicht von ungefähr nach 19. Jahrhundert; der Glaube an die Neutralität und Objektivität von Wissenschaft ist hier ungebrochen.

Da sind gängige Wissenschaftstheorien längst weiter. Denn selbst Naturwissenschaft geschieht ja niemals voraussetzungslos. Schon der Vorgang des Beobachtens kann das Beobachtete beeinflussen; schon die Auswahl der untersuchten Daten enthält Annahmen über das erwartete Ergebnis.² Und auch der Erfolg neuer wissenschaftlicher Theorien hängt keineswegs immer an objektiven Kriterien. Manchmal liegt es auch an gesellschaftlichen Strömungen oder schlicht daran, dass die Vertreter eines alten Modells allmählich aussterben.³ Die Gegenüberstellung „objektive Wissenschaft“ versus „unwissenschaftlicher Glaube“ ist also falsch.

Trotzdem sind Menschen nach wie vor auf diese Gegenüberstellung ansprechbar. Der wahre Kern ist dabei: Es geht beim Glauben tatsächlich um die Wahrheitsfrage. Es geht nicht nur um ein „wahr für mich“, sondern um ein „wahr für alle“. Wenn der Glaube wirklich für mich wahr ist, dann ist er auch für alle wahr. Und wenn er nicht für alle wahr

ist, dann ist er auch für mich nicht wahr. Der Fehlschluss ist nämlich, „wahr für alle“ mit „einleuchtend für alle“ zu verwechseln (in Theologensprache: Wahrheit ist nicht gleich intersubjektive Einlösbarkeit). Etwas kann einleuchtend für mich sein und trotzdem falsch. Etwas kann abwegig für alle anderen sein und trotzdem richtig. Natürlich stimmen mir nicht alle zu, wenn ich von Gott rede. Deswegen werbe ich ja auch für den Glauben. Das heißt aber nicht, den Wahrheitsanspruch des Glaubens von vornherein einzuschränken. Denn der gehört zum Glauben unaufgebbar dazu. So paradox es klingt: Gerade der sogenannte „Neue Atheismus“ mit seiner Kritik kann es uns leichter machen, den Wahrheitsanspruch des Glaubens neu zum Thema zu machen. Nutzen wir also die Gelegenheit, so wie ein Surfer eine gute Welle ... Apologetik und Surfen haben durchaus Gemeinsamkeiten.

2. Überraschende Überschneidungen

So sehr auch klassisch moderne Anteile noch mitten in der Postmoderne auftauchen können: Typisch postmodern ist der Abschied von der Vorstellung einer übergreifenden Vernunft. Nicht „die“ Gesellschaft oder „die“ Wissenschaft sagt demnach, was vernünftig und denkmöglich ist. Kennzeichnend für die Postmoderne ist vielmehr das, was Wolfgang Welsch die „Vision der Pluralität“ nennt:⁴ Unterschiedliche Sichtweisen und Ausgangspunkte sind möglich. Damit verändert sich auch, nach welchen Kriterien etwas als vernünftig bewertet wird: nicht mehr nach allgemein anerkannten Kriterien, sondern nach den Kriterien, die der je eigene Standpunkt vorgibt. Wer nun einen anderen überzeugen möchte, braucht zunächst Maßstäbe, die auch der andere anerkennt und die die Prüfung von Argumenten erlauben. Christen finden andere Dinge denkbar als Esoteriker, Muslime andere als westliche Humanisten, usw.

Heißt das, dass man sich auf den Austausch von Bekenntnissen oder Freundlichkeiten beschränken muss? Nach dem Motto: „Schön, dass wir darüber gesprochen haben – aber überzeugen kann mich ja sowieso nur der, der genauso denkt wie ich? Nein, im Gegenteil. Denn wie gesagt: Auch wenn ich mich damit abfinde, dass es für postmodern geprägte Menschen kein allgemeines Forum mehr gibt, vor dem alle Argumente geprüft werden – so gibt es dennoch überraschende Überschneidungen zwischen den verschiedenen Denkwelten. Hier kann das Argumentieren für den Glauben ansetzen. Dazu drei Beispiele.

Erstes Beispiel: Mit einem westlichen Humanisten teile ich z.B. die Überzeugung, dass jeder Mensch frei und gleich an Rechten geboren ist. Er begründet dies vielleicht mit der Menschenwürde, die er als Wert voraussetzt. Ich gehe noch einen Schritt weiter und begründe es mit der Liebe des Schöpfers. Vielleicht merkt mein Gesprächspartner, dass mein Fundament für die Achtung der Menschenrechte stabiler ist als seins – und vielleicht macht ihn das neugierig.

Zweites Beispiel: Mit einem Muslim teile ich die Überzeugung, dass es nur einen Gott gibt und dass er zu ehren ist. Wer dieser Gott ist, wie sein Charakter ist und welche Rolle Jesus spielt, da sind wir völlig unterschiedlicher Auffassung. Aber dass es ihn gibt, da sind wir uns einig. Ich gehe nun noch einen Schritt weiter und sage: Wie kommen wir Menschen überhaupt dazu, von Gott zu reden? Eigentlich können wir das nicht – wir sind nun einmal Menschen, und Gott übersteigt unsere Vorstellungskraft. Also sind wir darauf angewiesen, dass Gott sich mitteilt. „Richtig“, sagt hier mein muslimischer Gesprächspartner. Als Christ bin ich nun überzeugt, dass Gott das getan hat: dass er sich selbst mitgeteilt hat. Nicht nur seinen Willen (wie im Koran), sondern sein Wesen, seinen Charakter. Ich bin überzeugt, dass Gott sich einzigartig mitgeteilt hat, dass er Mensch geworden ist – in Jesus Christus. „Nein“, sagt nun mein Gesprächspartner, „das kann nicht sein!“ Die Menschwerdung Gottes ist für ihn undenkbar. Und doch ist er zuvor mindestens einen argumentativen Schritt mit mir mitgegangen. Gott selbst kennenlernen und nicht nur seinen Willen... Das kann ihn neugierig machen auf mehr von Jesus.



Drittes Beispiel: Mit einem Esoteriker teile ich die Überzeugung, dass es mehr gibt als das, „was vor Augen ist“. Es gibt „mehr zwischen Himmel und Erde“, als Wissenschaft und gesunder Menschenverstand wahrnehmen. Worin dieses „mehr“ besteht, ob es personal ist oder nicht, und wie wir uns zu diesem „mehr“ verhalten können – da sind wir sehr unterschiedlicher Ansicht. Als Christ glaube ich, dass Gott persönlich ist; dass er Absichten und Eigenschaften hat; dass er mich liebt und herausfordert; und dass er in Jesus Mensch geworden ist. Mein Gesprächspartner glaubt das meiste davon nicht. Und doch kann die Sehnsucht nach „mehr“ der Punkt sein, an dem das Gespräch beginnt: „Lass uns mal überlegen,“ so kann ich ansetzen, „ob es einen Weg gibt, von der Sehnsucht und Ahnung zu einer festen Überzeugung zu kommen. Vielleicht stimmt es ja, was du ahnst: Es gibt mehr – und auch dein Leben ist mehr. Vielleicht stimmt das ja – und du hast nur bisher an der falschen Stelle nach der Antwort gesucht.“ Natürlich geht dabei Apologetik in das persönliche Zeugnis über; Argumentieren, Bezeugen und Erzählen gehen hier Hand in Hand. Denn gerade für einen Gesprächspartner wie diesen ist ja nicht nur wichtig, wie plausibel etwas ist – sondern wie erfahrbar.

Umso besser, dass im christlichen Glauben beides zusammenkommt: die Möglichkeit, Gründe für den Glauben zu nennen – und die Möglichkeit, von der Begegnung mit dem lebendigen Gott zu erzählen. Denken, glauben, erleben: Gerade weil das zusammengehört, ist die denkerische Verantwortung des Glaubens allerdings unaufgebbar. ■

Matthias Clausen, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung der Uni Greifswald



1) John Finney: *Wie Gemeinde über sich hinauswächst. Zukunftsfähig evangelisieren im 21. Jahrhundert, Neukirchen-Vluyn 2007, S. 47ff*; 2) Siehe schon Michael Polanyi: *Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy, London 1962*; 3) Siehe schon Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main 1967*; 4) Wolfgang Welsch: *Unsere postmoderne Moderne, Berlin 1993, S.39*

(Zu) Jesus durch Denken



Die morgenländischen Weisen: wie Denken zum Glauben führen kann

Denken lohnt sich. Warum? Weil alle Wirklichkeit Gottes Wirklichkeit ist. Frei nach dem Physiknobelpreisträger Werner Heisenberg könnte man verallgemeinern: Sogar in einer auf den ersten Blick noch so Gott-entfremdeten Weltanschauung wartet auf dem Boden des Bechers Gott. Doch wie kann ein Mensch, der ganz in einer nichtchristlichen Weltanschauung lebt und nur rudimentäre Kenntnisse der Bibel hat, den Weg zu Jesus Christus finden? Gerade Studierende und Akademiker begeben sich trotz all ihres Denkens nicht direkt nach einer Predigt auf den Weg des Glaubens.

Das Matthäus-Evangelium stellt uns Menschen vor, die durch konsequentes Denken den Weg zu Jesus gefunden haben: Die Weisen aus dem Morgenland in Matthäus 2,1-12. Der sehr gut überlieferte Text mag in seiner historischen Bedeutung umstritten sein. Ob man die Argumente für die tatsächliche Ankunft der Weisen und ihre Verehrung des kleinen Jesus für ausreichend plausibel hält oder den Text nur als mythologische Unterstreichung der Bedeutung des Christuskindes sehen mag: er hält in jedem Fall interessante Einsichten bereit.

Denken – Auf der ehrlichen Suche nach der Wahrheit sein

Matthäus berichtet von Weisen aus dem Morgenland. Es ist weder von drei Personen die Rede, noch von Königen und gar nicht erst von Caspar, Melchior und Balthasar. Das mit „Weise“ übersetzte griechische Wort lautet „Magoi“. Magoi war die Amtsbezeichnung für die einflussreichen Gelehrten im babylonisch-persischen Kulturraum. Sie waren die Denker ihrer Nation und ihr Wort hatte Gewicht beim Herrscher. Sie kannten sich aus in Geschichte und Politik, Literatur und Musik, Mathematik und Astronomie, Religion und Astrologie ... Und eben dies ruft Stirnrunzeln beim Leser hervor. Warum sollten „Professoren“ eines führenden Think-Tanks aus einem heidnischen Großreich auf einmal in die unbedeutende römische Provinz Judäa ziehen und dort einem Neugeborenen huldigen? Drei Umstände scheinen dagegen zu sprechen: Erstens ist das politisch absurd. Zweitens scheint es aus christlich-jüdischer Sicht undenkbar, dass Heiden aufgrund ihrer heidnisch-astrologischen Kenntnis der Sterne aufbrechen, um den jüdischen Messias anzubeten (wo sie doch die Sterne als schicksalsbestimmende Götter verehren). Was könnte drittens so Aufsehenerregendes geschehen sein, dass sich die wohl-situierten Gelehrten auf eine nicht nur politisch, sondern auch theologisch zwielichtige Reise machen sollten?

Vielleicht haben wir hier wirklich Menschen vor uns, die ganz ehrlich die Konsequenzen ihres Wissens zu Ende gedacht und gelebt haben – über alle kulturellen Vorurteile hinweg. Was, wenn unserem Gott die Ankunft seines Sohnes so wichtig war, dass er diese nicht nur in seinem Wort den Juden, sondern auf ganz andere Weise auch den Heiden kommuniziert hat? Was, wenn

der Pionier der neuzeitlichen Astronomie und ökumenische Christ, Johannes Kepler, mit seiner Konjunktionshypothese zum Stern von Bethlehem aus den Jahren 1603/04 tatsächlich Recht hat – wie es sich übrigens auch gut mit im 20. Jahrhundert entzifferten babylonischen Keilschrifttafeln in Übereinstimmung bringen ließe (siehe Ochieppo, [1])?

Dann könnte sich in etwa Folgendes abgespielt haben (vgl. Literatur [1-4]): Schon lange hatte eine Gruppe orientalischer Gelehrter akribisch den Lauf der Gestirne studiert, um daraus Erkenntnisse über das Schicksal der Menschheit abzuleiten – auch im Interesse ihres eigenen Herrschers. Im Jahr 7 vor Christus beobachten sie etwas Erstaunliches. Dreimal kommt Jupiter im Sternbild der Fische dem Planeten Saturn extrem nahe (eine sogenannte Konjunktion) – Ende Mai, Ende September und Anfang Dezember, bei zweimaligem scheinbarem Stillstand mit Bewegungsumkehr der Planeten vor dem Fixsternhimmel um den 24. Juli und 13. November.

Ein solch seltenes und zugleich bedeutungsschweres Ereignis könnte Grund genug gewesen sein, dass die Gelehrten sich auf die etwa zweimonatige Reise vom Zweistromland nach Judäa gemacht haben. Denn hier passiert etwas, das die politischen und religiösen Vorurteile an Bedeutung übersteigt: der Weltenherrscher wird in Israel geboren. Die Gelehrten gehen das Risiko ein, sich unbeliebt oder gar lächerlich zu machen. Aber als denkende Menschen folgen sie dem, was sie als Wahrheit erkannt haben.

Die Weisen denken weiter. Ein Herrscher in Israel? Der Weg kann nur nach Jerusalem führen. Zur allgemeinen Überraschung weiß man dort aber nichts von einem solchen neugeborenen König ... Die Gelehrten des Herodes durchforschen daraufhin die Schriften und stoßen auf Bethlehem (Micha 5,1). Die Situation könnte pointierter kaum sein: den Denkern aus dem Morgenland reicht ihr durch Forschung erworbenes Wissen nicht mehr aus. Sie

brauchen die alttestamentliche Offenbarung, um auf ihrer Suche weiterzukommen. Doch die Unterweisung wird nun ausgerechnet von Leuten vorgenommen, die sich zwar gut in der Schrift auskennen, aber das Forschungsergebnis der Weisen als Bedrohung ihres Status Quo erkennen. Die heilige Schrift hat sogar in der Auslegung durch Jesu Feinde den wahrheitssuchenden Denkern den Weg nach Bethlehem gewiesen.

Glauben – der Wahrheit auch gegen den Schein glauben

Nach Occhieppos Berechnung müsste am 4. Dezember die Konjunktion von Jupiter und Saturn aus Sicht von Jerusalem genau in südlicher Richtung entlang der Straße nach Bethlehem zu sehen gewesen sein. Kein Wunder, dass die Weisen aus dem Morgenland hochofren waren (Matth. 2,10). Denn ihre Forschung und die Offenbarung aus der Schrift zeigen in die gleiche Richtung! Doch was mag das für eine Überraschung gewesen sein, als der Stern gerade über dem Haus stehen blieb, in dem sich Josef und Maria mit ihrem Neugeborenen eingemietet hatten. Offenbarung und Forschung mögen ja auf das Gleiche hindeuten, aber kann dieser arme kleine Säugling wirklich der Weltenherrscher sein?

Sie bleiben konsequent, auch wenn die Szene nicht nur für Monty Python heute, sondern sicher auch für viele Außenstehende damals, absurd gewirkt haben mag. Das Vertrauen in die übereinstimmenden Ergebnisse ihrer Forschung und der heiligen Schrift ist größer als die Verunsicherung durch die gegenwärtigen Umstände, die den beiden ersten zu widersprechen scheinen. Die Weisen halten dieser Spannung Stand. Sie lassen tatsächlich ihre wertvollen, königlichen Geschenke bei dem von ihnen erkannten König und huldigen ihm. Sie bringen damit eindeutig zum Ausdruck, dass dieser kleine Mensch mehr ist als nur ein jüdischer König, der ja nur Vasall des römischen Kai-



sers gewesen wäre. Seine Macht würde offenbar über Judäa und das römische Reich hinaus für Mesopotamien Relevanz haben. Er ist der Weltenherrscher, wie die Sternkonstellation es den Weisen klargemacht hatte.

Erleben – Wer anklopft, dem wird aufgetan

Die Weisen scheinen aufrichtige, authentische Menschen gewesen zu sein. Ohne Zweifel wären sie freudig zu König Herodes zurückgezogen. Doch nun erfahren sie, dass sie durch ihre konsequente Wahrheitsnachfolge bei dem allein wahren Gott angeklopft haben. Die Wahrheitssucher aus dem heidnischen Morgenland erleben Gottes persönliches Reden und seine bewahrende Führung (sie sollten nicht mehr zu Herodes zurückkehren). Sie begegneten dem Herrn Jesus Christus und verehrten ihn, ohne dass sie vermutlich jemals eine Predigt gehört hatten. Gott gebraucht sie zum Zeugnis. Kann es sein, dass Gott nicht nur die Weisen für ihre Konsequenz im Denken und Untersuchen mit dem Erleben seiner persönlichen Führung im Alltag segnen möchte?

Was können wir daraus lernen? Natürlich nicht, dass Astrologie uns Gottes Willen offenbaren würde. Aber könnte es sein, dass wir Christen unser Vertrauen darauf stärken dürfen, dass Gott sich in allem aufrichtigen Denken und Forsuchen zeigen kann? Auch wir Christen sollten uns beständig auf den Weg machen und in unserer Gesellschaft auf hohem Niveau mitdenken und unsere Ergebnisse vor den Königen unserer Zeit zu Gehör bringen.

Es gibt auch heute „Sterne von Bethlehem“. Ich finde es faszinierend, wenn der damals atheistische Astrophysiker Sir Fred Hoyle (1915-2001) aufgrund von wissenschaftlichen Entdeckungen über die Nukleosynthese sagt, nichts habe seinen Atheismus so sehr erschüttert wie diese Entdeckung [5]. Daraufhin begann er, an einen deistischen Planer des Universum zu glauben. Doch wie lange lässt sich der Glaube, dass ein unendlich intelligenter und mächtiger Schöpfer sich nach seinem Schöpfungsakt komplett aus seinem Werk heraushält, wirklich konsequent aufrecht erhalten? In seinen späten Tagen jedenfalls soll Hoyle vermehrt in der lokalen Baptistengemeinde gesehen worden sein. Ebenso lässt es aufhorchen, wenn einer der Hauptvertreter der Frankfurter Schule Jürgen Habermas (*1929) in „Zeit der Übergänge“ [6] das jüdisch-christliche Erbe als die alternativlose Grundlage für Freiheit, Gewissen, Menschenrechte und Demokratie bezeichnet. Alles andere sei postmodernes Gerede.

Wohin weisen die ökologische und die wirtschaftliche Krise sowie die Weltarmut [7]? Wohin weist die genetische und neurobiologische Forschung an Mensch und Tier und das damit verbundene Selbstverständnis des Menschen [8]? Wohin weist die pädagogisch-psychologische Bestseller-Beobachtung, dass unsere Kinder zu Tyrannen geworden sind [9]? Wir sind wieder bei Paulus angelangt, der in der Natur und im Moralempfinden des Menschen Offenbarungen des Schöpfers und seiner Ordnung sieht.

Es gibt auch heute noch die „Sterne“, die denkende Menschen in ihrer Weltanschauung auf den wahren Gott hinweisen. Es kostet viel Mühe, diese „Sterne“ zu entdecken und zu verstehen und den Bezug zum Evangelium herzustellen. Doch in allen Wissenschaftsdisziplinen können christliche Denkleistungen zum Segen für die Gesellschaft und zur Errettung vieler Menschen beitragen. Wir müssen uns nur auf den Weg machen mit einem vom Heiligen Geist geschärften Verstand für gutes Denken und Forsuchen und für gutes Verständnis der Schrift. Und wir werden Gottes Führung dabei erleben. Denn alle Wirklichkeit ist seine Wirklichkeit. Haben auch wir seinen Stern am Denkhorizont unseres eigenen Alltags und Fachgebietes aufgehen sehen? ■

Dr. Alexander Fink, Physiker aus Passau,
ab November neuer Leiter der Akademiker-SMD



1) K. Ferrari d'Occhieppo: „Der Stern von Bethlehem“, Brunnen 2003, 2) Gerhard Kroll: „Auf den Spuren Jesu“, Kath. Bibelwerk 1983, 3) www.br-online.de/br-alpha/alpha-centauri/alpha-centauri-bethlehem-1999-ID1209386106398.xml (BR Alpha, Prof. Harald Lesch), 4) de.wikipedia.org/wiki/Stern_von_Bethlehem, 5) J. Lennox: „Hat die Wissenschaft Gott begraben?“, Brockhaus 2009, 6) J. Habermas: „Zeit der Übergänge“, Suhrkamp 2002, 7) H. Sautter: „Für eine bessere Globalisierung“, Brockhaus 2008, 8) U. Eibach: „Gott im Gehirn? Ich – eine Illusion?“, Brockhaus 2008, 9) M. Winterhoff: „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“, Gütersloher Verlagshaus 2009.

Zwischen Toleranz und Denkfaulheit

„Schüler in der Postmoderne: Ist ihnen alles gleich-gültig?“

Kennen Sie den Film „Alma mater“? Nein? Dies Fernsehspiel setzt sich polemisch-skeptisch mit dem Verhalten von Studenten der 68er-Bewegung auseinander. Die rebellischen Studis randalieren und boykottieren, beschimpfen Dozenten etc. ... Meine Schüler würden auf diese sich „kritisch“ gebenden Studenten in der Mehrheit

wohl eher amüsiert bis fassungslos reagieren. Ein solches Verhalten ist der postmodernen Generation fremd. Sehen sie ihre Eltern und Lehrer heute doch vermutlich eher als „Berater“ in der Auswahl der Lebensprodukte auf einem bisweilen irritierend unübersichtlichen Markt der Möglichkeiten.

seine Freunde. Der christliche Glaube ist für viele meiner Schüler eine weitere Lebensmöglichkeit, die man sich ja mal anschauen kann – vorausgesetzt natürlich, die Form ist nicht zu langweilig. So gesehen stehen für das christliche Denken in der Schule viele Türen offen. Ähnlich pragmatisch gehen auch die meisten Christen an der Schule mit unterschiedlichen Gemeindeprägungen um.



Hier kauft man ein, um sich in fort-dauernder Variation der Rezepte seine Identität zu „bruzzeln“. Warum also derart konfrontativ sein? Auch im Unterricht behandelte Auffassungen, seien sie von Kant oder Adam Smith, verstehen meine Schülerinnen und Schüler als Angebote, aus denen sie sich gern auch bruchstückhaft bedienen können. Das hat zuerst einmal ganz viel Positives. Ich kann in aller Regel darauf zählen, dass neue Gedanken nicht gleich abgeblockt werden, nur weil sie der eigenen Überzeugung nicht entsprechen oder neu sind. Das gilt auch für das Thema Jesus und

Die Kehrseite: Hinter mancher „Toleranz“ verbirgt sich gerne auch Gleichgültigkeit oder Denkfaulheit. Zwei miteinander unvereinbare Vorstellungen werden nicht selten mit Phrasen wie „das muss jeder selber wissen“ nebeneinander stehen gelassen. Man wird schließlich angreifbar, wenn einem nicht alles gleich-gültig ist. Das gilt auch für einen großen Teil der christlich geprägten Schüler. Sie können oft selbst in der Oberstufe nicht recht sagen, warum und was sie eigentlich glauben. Echte Diskussionen auf höherem Niveau sind im Klassenzimmer eher schwierig ... Dennoch betrachte ich die Situation als Chance, als Einladung zum Miteinander. ■

Olaf Brunßen, unterrichtet Geschichte und Religion an einem Gymnasium in Kirchheim/Teck



Kritisches Denken erwünscht

„Galileoforum in Kiel lädt zur Auseinandersetzung über den Glauben ein

An der Uni gibt es viele Menschen, die Fragen an den christlichen Glauben haben. Vorgefertigte Antworten von Christen passen da leider häufig nicht so gut. Seit etwa zwei Jahren existiert daher unser sogenanntes „Galileoforum“ in der Hochschul-SMD Kiel. Hier wollen wir ganz unkonventionell Fragen über den Glauben diskutieren. Zunächst trafen wir uns intern in einem Gemeindehaus. Doch in den ersten zwei Semestern wurde deutlich, dass auch Menschen aus unserem Umfeld ohne christlichen Hintergrund Interesse an unseren Themen hatten.

Vom Apostolischen Glaubensbekenntnis überzeugt, möchten wir das Evangelium weitersagen. Es ist uns klar, dass Menschen ohne christlichen Hintergrund oder Glaubenserfahrung Fragen haben, auf die einfache Antworten nicht genügen. Und dass die Sprache, die wir verwenden, unverständlich bleiben kann. Daher wollen wir mit den uns gestellten Fragen

offen umgehen, auf ehrliche Weise diskutieren und uns selbst und die christliche Kultur hinterfragen lassen. Statt in einem Gemeindehaus treffen wir uns nun alle 14 Tage in einer Studentenkneipe auf dem Campus. Wir singen nicht, beten nicht, lesen aber durchaus gelegentlich in der Bibel oder in anderen Büchern. Wir möchten die Herausforderungen verstehen, denen unser Glaube ausgesetzt ist und die Weltbilder derer kennenlernen, die uns Fragen stellen.

Unsere Themen sprechen wir gemeinsam ab. Es geht z.B. darum, Aspekte der christlichen Kultur zu hinterfragen (vgl. „UnChristlich“ von David Kinaman und Gabe Lyons) oder darum, die praktische Bedeutung der christlichen Botschaft zu diskutieren (wie Shane Claiborne in „Ich muss verrückt sein, so zu leben“). Wir reden über die Glaubhaftigkeit biblischer Inhalte, etwa über die Auferstehung Jesu, und versuchen Fragen, Vorur-



teile, Zerrbilder oder auch berechtigte Kritik unserer Gäste zu klären. Zu unseren Treffen laden wir persönlich und durch Aushänge an der Uni ein. Unsere Diskussionen sind für Christen wie Nichtchristen ein Gewinn. Es werden Vorurteile abgebaut und Fragen auf beiden Seiten geklärt. Christen lernen vieles über ihren Glauben und darüber, wie sie ihn begründen können. Nichtchristen verstehen Hintergründe von Dingen, die sie im Alltag wahrnehmen, deren Herkunft und Bedeutung ihnen aber bislang unbekannt war. ■

Markus Pape, Hochschul-SMD Kiel



Denken und Glauben in Fachgruppen

„Liefern die Naturwissenschaften den Schlüssel zum Weltverständnis?“



Es ist schon sehr spät, aber das Gespräch über den Modellbegriff der Naturwissenschaft läuft noch immer engagiert weiter. Eine kleine Gruppe von Naturwissenschaftlern und ein Theologe haben sich getroffen und stellen sich Fragen um die Verbindung von Naturwissenschaft und Glauben und die Tragfähigkeit des naturwissenschaftlichen Modellbegriffs für die gesamte Wirklichkeit.

So begann 1972 die Arbeit der Fachgruppe Naturwissenschaft. Der erste Sekretär der Akademiker-SMD, Friedhardt Gutsche, schrieb in der Einladung

zur ersten Nawi-Tagung: „Bei meinen Besuchen ... bin ich immer wieder auf berufs- oder fachbezogene Tagungen angesprochen worden. Der Wunsch nach solchen Tagungen hat verschiedene Gründe: 1. Wie halten wir das Christsein im Beruf durch? 2. Wir haben als Christen entscheidende Verantwortung für unsere Wissenschaftsgebiete wahrzunehmen. Jeder für sich alleine ist an dieser Stelle aber überfordert. Wir sind jedoch dazu verpflichtet. Deshalb müssen wir gemeinsam an bestimmten Problemen und Fragestellungen arbeiten, vor allem an den Grundsatz- und Grenzfragen. 3. „Manchen nichtchristlichen Fachkollegen würde ich für solche Tagungen gewinnen können.“

Jungakademiker aus unterschiedlichen Fachgebieten konzipierten daraufhin eine Fachtagung. So entstand die Fachgruppe Naturwissenschaft. Diese hatte allerdings eine frucht-

bare Vorgeschichte. Akademiker wie Hans Rohrbach, Günter Ewald, Bodo Volkmann oder Hans Penner hatten schon vorher auf Studentenfreizeiten, durch Hörsaalvorträge und Veröffentlichungen Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft, Theologie und Philosophie zum Thema gemacht.

Mittlerweile findet unsere Fachtagung einmal jährlich statt und hat eine Reihe von Veröffentlichungen ergeben. Die beiden letzten Fachtagungen behandelten die Themenbereiche Nachhaltigkeit (2009) und Intelligent Design (2008). Das macht beispielhaft deutlich: Es geht darum, dass wir als Christen das Gespräch zwischen dem Glauben und den Naturwissenschaften in den Gegenwartsfragen immer neu führen und uns der Auseinandersetzung stellen. ■

Edith Gutsche, Mitarbeiterin der Fachgruppe Naturwissenschaften



erleben.

Diakonie des Denkens

„Wie ein Physiker den Glauben an der Universität ins Gespräch bringt“

Ein Hörsaal einer süddeutschen Universität füllt sich. Die örtliche SMD-Hochschulgruppe hat mich eingeladen zum Thema: „Ist der Kosmos für den Menschen gemacht? Die merkwürdige Feinabstimmung der Naturkonstanten“. Die Plätze reichen nicht mehr, die Treppenstufen füllen sich und immer noch strömen Studenten hinein. Kosmologische Fragen interessieren, erwartet man hier doch auch Antworten auf Fragen der eigenen Herkunft und Zukunft. Ich erläutere Daten und Theorien, mache aufmerksam auf die weltanschaulichen Hintergründe gängiger Deutungen und bringe den christlichen Glauben ins Spiel. Schon während des Vortrags werden kritische Zwischenfragen gestellt und Kommentare abgegeben: „Da gibt es doch noch andere Möglichkeiten der Kohlenstoffsynthese ...“, „Was ist denn überhaupt Ihr Bibelverständnis?“ Ich bin voll gefordert. Viele hören gespannt zu, einige gehen. Auch nach der offiziellen Diskussion („Der Urknall ist doch nur eine Theorie!“) bin ich noch lange von Fragenden belagert.

Wenn es gut geht, schaffe ich durch kompetente Behandlung eines geeigneten Themas eine Vertrauensbasis, die es erlaubt, auch über den christlichen Glauben offen und ohne sprachlichen Bruch zu

reden. Klare, nicht drängende Aussagen erreichen viele Hörer. So besteht die Chance, das Evangelium mitten in den Uni-Alltag zu tragen. Hier, wo das argumentierende Denken eine Selbstverständlichkeit ist, kann und soll auch der Glaube bezeugt und denkend verantwortet werden.

Die anschließenden Diskussionen bieten dann oft Gelegenheit, vertiefend auch über Glaubensfragen Auskunft zu geben. Neben Standardfragen nach anderen Religionen oder nach dem Leid in der Welt wird dann oft auch persönlich gefragt: „Wie fanden Sie zum christlichen Glauben?“ oder „Waren Sie zuerst Christ oder Physiker?“ Immer wieder nehmen einzelne Studierenden den Vortrag als Anstoß zu fragen, was sie schon lange über den Glauben wissen wollten. Es freut mich, wenn auch SMDler rückmelden, sie selbst hätten ebenfalls Klärungen und neue Anregungen gefunden. Solange noch jemand for-



mulieren kann „Ich bin Nichtchrist, ich denke da eher naturwissenschaftlich“, besteht für mich weiterhin die Aufgabe, Denkschwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, redlich Rechenschaft zu geben und so „Diakonie des Denkens“ zu betreiben. ■

Prof. Dr. Peter C. Hägele, Universität Ulm

